Über die Konsequenzenlosigkeit der Soziologie

von Thorn–R. Kray

abstract

Ist die Soziologie als Wissenschaft gesellschaftlich konsequenzenlos? Mit dieser polemisch gestellten Frage zeigt der Beitrag die Wurzeln jener selbstkritischen Intuition. Sofern diese tiefer zurückreichen, werden in einem nächsten Schritt die *Theorie-Praxis-Debatte* (in Deutschland mit einem Höhepunkt in den 1980er Jahren) aufgerufen und einige ihrer Argumente nachvollzogen. Entscheidende Stichworte bilden in diesem Kontext *Sozialtechnologie* und *soziologische Aufklärung*. Was in der Debatte jedoch zu kurz kommt, ist eine komparative Perspektive, ohne die die These der Konsequenzenlosigkeit kaum verstanden werden kann. Deswegen entwickelt der Essay den Kontrast zwischen Sozial- und Kulturwissenschaften sowie den Naturwissenschaften. Betont werden die Unterschiede zwischen Regeln und Gesetzen, multi- und uniparadigmatischer Theorielandschaft, *natural* und *interactive kinds* sowie das Kriterium der Technologie. Der Beitrag schließt mit drei Vorschlägen zur Erhöhung der Konsequenzenhaftigkeit der Soziologie. Sie betreffen das System der Lehre, die Sprache der Soziologie und die Figur des Intellektuellen.

Eine konsequenzenlose Intuition

Vor circa zwei Jahren führte ich auf einer großen Konferenz Protokoll. In eines der Luxushotels Berlins waren Mediziner der Johns Hopkins University (Baltimore), der Charité, Vertreter von Siemens und einigen Pharmafirmen geladen, zudem eine Handvoll ausgewählter Fachjournalisten. Über drei Tage hinweg wurden Projekte vorgestellt (neudeutsch: *gepitched*), die sich im Einzugsgebiet der Themen *Medizintechnologie* und *Private-Public-Partnerships in der Gesundheitswirtschaft* ansiedeln lassen. Wären alle Vorschläge in diesen drei Tagen finanziert worden, so hätte der zusammengerechnete ‚Gegenwert' – nur um eine semi-numerische Vorstellung zu geben – um die 1,2 Milliar-

den Euro betragen.

Womit man es bei solchen Veranstaltungen zu tun bekommt, ist eine vonseiten der Industrie gesponserte Forschung, die der staatlichen Förderung nicht schlecht Konkurrenz macht. Zum Vergleich: Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) hat ein Jahresbudget von circa 2,6 Milliarden Euro. Dies wissen besonders jene Besorgten, die sich mit Wissenschaftstheorie und -soziologie befassen, in deren Reihen solche Entwicklungen unter anglizistischen Stichworten wie *Mode 2*, *post-normal*, *finalized* oder *post-academic science* verhandelt werden.

> Wie auch immer die Schlagworte im Einzelnen aussehen [...], allen Interpretationen liegt die Einschätzung zu Grunde, dass die akademische Wissenschaft als privilegierte Institution der Erzeugung gesellschaftlich relevanten Wissens abgelöst wird durch eine Vielzahl konkurrierender Netzwerke. Die Versprechen, ein Wissen zu erzeugen, das von höherer gesellschaftlicher Relevanz und Robustheit ist als das bisherige akademische. (Bammé 2004: 14f.)

Für die Soziologie ist diese Entwicklung ein Problem, wenn auch ein kleineres als vielleicht für die Medizin oder die *life-sciences* insgesamt.

Bevor ich aber auf die Differenz zwischen Sozial- und Naturwissenschaften weiter eingehe, möchte ich auf einen quasi-persönlichen Punkt hinaus. Als ich nämlich nach der Konferenz mein Soziologiestudium fortsetzte, war damit nichts weniger als der Eindruck einer Irrelevanz meines eigenen Faches entstanden – genauer, des Mangels an „praktischen" Produkten, an einer sichtbaren, um nicht zu sagen „messbaren" Konsequenz meiner eigenen Denkbemühungen und derer so viel anderer. Die folgenden Überlegungen möchten, in polemischer Absicht, jener Intuition nachgehen: der gesellschaftlichen Konsequenzenlosigkeit soziologischer Forschung. Denn diese ist, verglichen mit Disziplinen wie der Physik, der Chemie oder auch den schon erwähnten *life sciences* ein unübersehbares Faktum der Moderne, unserer Post-Postmoderne. Mit anderen Worten: Niemand kann auf den Mond fliegen, weil es Soziologie gibt. Niemand wird keinen Krieg beginnen, weil es Soziologie gibt. Niemand wird satt oder gesund, weil es Soziologie gibt.

Eine Erklärung hierfür jedoch scheint wesentlich schwieriger als die bloße Konstatierung. Und weil es – wie bei der Frage nach der *Relevanz*, dem *Wirkungsgrad außerhalb* des Kosmos der universitären Akademia – um eine Art Existenzberechtigung und Legitimationsbemühung geht, ist sie (die Erklärung der eigenen Konsequenzenlosigkeit) innerhalb der Soziologie natürlich versucht worden. In dieser kurzen Polemik kann es indes nicht nur um die Wiederaufnahme und den historisch-wissenschaftssoziologischen Teil der *Theorie-Praxis-Debatte* sowie das Problem der ‚Verwendungsforschung' gehen. Zwar wird der Beitrag sie gleich – im ersten Schritt und für eine Unterfütterung

der These der Konsequenzenlosigkeit – aufgreifen. Im Anschluss soll jedoch als Weiterführung ein Kontrast aufgebaut werden; und zwar der schon angesprochene zwischen Natur- und Kultur- bzw. Sozialwissenschaften. So kann das skizzierte Problem auf epistemologischer und institutioneller Ebene verhandelt werden, um den Blick auf *vergleichende* Erklärungen frei zu machen. Wohin und wie weit man damit kommt, bemisst sich unter anderem an einem Kriterium, das eine Skala der Wirkungsgrade aufzuspannen vermag. Ich sehe dieses Kriterium, vorweg gesagt, in der Technologie.

Nach einer Zusammenfassung dieser Punkte möchte ich einige Hinweise geben, wie die Soziologie damit umgehen und ihrer Konsequenzenhaftigkeit neuen Schub verleihen könnte.

„Niemand kann auf den Mond fliegen, weil es Soziologie gibt. Niemand wird keinen Krieg beginnen, weil es Soziologie gibt. Niemand wird satt oder gesund, weil es Soziologie gibt."

Sozialtechnologie & Aufklärung: die Theorie-Praxis-Debatte

Das Problem der Konsequenzenlosigkeit hat natürlich eine Geschichte. Und diese Geschichte ist nicht unbedingt eine erfreuliche. Sie ist, im Gegenteil, eine des Aufbaus: von Hoffnung, Zuversicht und Erwartung, an deren Ende systematisch(e) Desillusionierung, Fehlschlag und Enttäuschung standen bzw. stehen.

Dabei sah es am Anfang gar nicht so schlecht aus. Auguste Comte, der Namensgeber der Disziplin, wollte die Soziologie sogar als Königin der übrigen Wissenschaften verstanden wissen, als große Integriererin *aller* Methoden und Weberin der Richtschnur für die Entwicklung der Gesellschaft. Helmut Schelsky (1950), der große Ordinarius der Nachkriegszeit, meinte, dass Bestandsaufnahmen innerhalb der Bevölkerungszusammensetzung ein Teil der soziologischen Anstrengung werden müssten. Darüber hinaus sprach er sich dafür aus, man solle die Soziologie in die Pflicht nehmen, um für die politische Erziehung (*Reeducation*) der studentischen Jugend zu sorgen und bei dieser eine demokratische Grundgesinnung kultivieren helfen.

Beide Ideen sind zum einen unter dem Stichwort *Sozialtechnologie* und zum anderen unter dem der *soziologischer Aufklärung* (Niklas Luhmann) verhandelt worden – zusammengenommen heute bekannt als *Theorie-Praxis-Debatte* (Höhepunkt der Debatte waren die 1980er Jahre, prominent hier Beck/Bonß 1984; Beck/Bonß 1989; Habermas/Luhmann 1985; Clemens/Strübing 2000; Clemens 2001; Giesen/Schneider 1984; Wingens/Fuchs 1989).

Vor allem während der 1960er und noch frühen 1970er Jahre fand eine bisher un-

gekannte institutionelle Expansion der Soziologie statt, die von dem Gedanken getragen war, dass zwischen ihr als Wissenschaft und der sonstigen gesellschaftlichen Umwelt (womit hier andere Subsysteme wie Politik, Erziehung, Recht etc. gemeint sind) ein *Rationalitätsgefälle* bestehe. Die Wissenschaft folgt, anders als andere Gesellschaftsbereiche, (vermeintlich) wertneutralen, objektiven Kriterien in der Erarbeitung und Bewertung ihrer Ergebnisse; sie ist dabei – oder sieht sich selbst – rationl*er* als jene Akteure, die sie beschreibt (wie problematisch diese Annahmen sein können, hat man im berühmten Positivismusstreit zu genüge gesehen). Auf die *Theorie-Praxis-Debatte* hatte das bedeutende Auswirkungen. Denn auf dem Fuße einer solchen Diagnose des gap zwischen unterschiedlichen Rationalitätsniveaus folgte – quasi unvermeidlich – der Versuch zu dessen Behebung/Angleichung. Dies, so die Rechnung, sollte durch die „An-" bzw. „Verwendung" wissenschaftlicher Argumente zur „Verbesserung" der Praxis geschehen (für konkrete Beispiele siehe die Beiträge in Beck/Bonß 1989; Clemens/Strübing 2000). Leider hat das in so gut wie keinem Fall wirklich funktioniert. Ein Grund dafür war, dass die Position des „Spitzenberaters" oder „Topmanagers", wie man heute wohl eher sagen würde, in den meisten, ja fast allen Fällen schon besetzt war (selbst Management-Wissenschaftler haben es dort schwer, für eine Zusammenfassung der Literatur zu diesem Problem siehe Jaqueline Fendt 2013: 3f.). Die Welt hat auf die Soziolog_innen nicht gewartet und eigene, wie Niklas Luhmann das nannte, *Reflexionstheorien* (ausführlich dazu Kieserling 2004) gebaut, die mit den soziologischen Deutungen gleichsam zwangsläufig kollidieren mussten. Sozialtechnische Bemühung scheitern daran, dass die Akteure (a) nicht „dümmer" waren/sind als die Soziolog_innen und (b) divergierende Deutungsangebote in alle möglichen organisationsinternen Interessenkonflikte hineinspielten. Man konnte nicht einfach „Lösungen" implementieren; auch Institutionen sind Arenen, auf die keine Durchgriffskausalität existiert. In der Tat, die „‚störrische' Praxis denkt kaum in innersozialwissenschaftlichen Fachkategorien" (Beck/Bonß 1984: 392; für das Problem divergenter Deutungsmuster siehe Giesen/Schneider 1984). Wenn sie es doch tut, bleiben diese Kategorien davon nicht unberührt; sie werden überformt, eingereiht in die praktischen, argumentativ-diskursiven Bedürfnisse der jeweiligen Akteure – seien es Anwälte, Sozialarbeiter, Parteifunktionäre oder Manager. Ein besonders erschreckendes Beispiel kommt von Luc Boltanski und Eve Chiapello (2006). Sie haben anhand des Vergleichs von Manager-Ratgeberliteratur aus den 1960er und 1990er Jahren nachgewiesen, wie die „Künstlerkritik" der 68er (ein linker Ruf nach mehr Autonomie und Selbstbestimmung, nicht zuletzt gedeckt durch Kritische Theorie und Kritische Psychologie) umgesetzt und

„Man konnte nicht einfach „Lösungen“ implementieren; auch Institutionen sind Arenen, auf die keine Durchgriffskausalität existiert.“

‚ausgemünzt' wurde in einen Flexibilisierungsimperativ, in dem alle Arbeit „Projekt“ ist und das Selbst sich immer weiter optimieren kann/muss (vgl. Mayer et al. 2013), bis der Lebenslauf irgendwann ins Bullshit-Bingo der *employability* passt. Polemisch ausgerückt: Der Weg in die neoliberale Wettbewerbshölle ist mit den guten Absichten sozialtheoretisch begründeter Kapitalismuskritik gepflastert. Unpolemisch ausgedrückt: Theoretische Ressourcen, wenn sie politischen Protest speisen, der auf ökonomische Strukturen zielt, verlieren ihre alte Identität, gewinnen neue Implikationen und zeitigen unintendierte Konsequenzen. Es wird je nach Bedarf hervorgehoben, weggelassen, de- oder rekontextualisiert. Der *context of discovery* kann so nur noch schwer vom *context of justification* getrennt werden. Als theoriepolitischer Skeptiker könnte man so weit gehen und meinen, dass die Anwendung von soziologischen Erkenntnissen eine „systematische Entwertung von Wissenschaftlichkeitsansprüchen im Zug ihrer extensiven Nutzung zur Folge [hat]“ (Beck/Bonß 1984: 402).

Wenn Sozialtechnologie also nicht funktioniert, lässt sich Soziologie dann – etwas bescheidener vielleicht – nicht immer noch als ‚soziologische Aufklärung' betreiben oder so legitimieren? Denn ist es nicht so, dass die Soziologie eine ausgezeichnete Beobachterin der gesellschaftlichen Wirklichkeit ist? Haben ihre Perspektiven nicht wenigstens den Vorteil, ‚auf's Ganze' zu gehen und so den Kontext mit zu berücksichtigen, wo andere aufgrund ihrer einseitigen Universalisierungen und engherzigen Dogmen – welcher Couleur, ob politisch, ökonomisch, religiös etc. auch immer – sich gegenseitig ausblenden? Kann sie schon kein „Rezeptwissen“ bereitstellen, könnte die Soziologie sich doch retten, indem sie die humanistischen Ideale vor- und fortträgt – und sei es nur als eine Art Kassandra.

Glaubt man wiederum den Skeptikern, ist das (schon seit Mitte der 1980er) aber ebenfalls keine Option mehr: „Wer heute noch [!] – in pragmatischer oder kritischer, klinischer oder inkrementalistischer Einstellung – mit missionarischem Eifer vergangener Zeiten sein sozialwissenschaftliches Wissen ‚an den Mann' (bzw. die Frau) zu bringen versucht, bleibt einer Sicht verhaftet, die blind macht für die tatsächlichen Erfahrungen und Konsequenzen der *Ver*[sozial]*wissenschaftlichung* der Gesellschaft“ (Beck/Bonß 1984, Hervorh. i. O.; skeptisch dazu inbesondere für den Begriff *sozialwissenschaftliches Wissen*, Wingens/Fuchs 1989). Eines der Leitmotive der Debatte um den Theorie-

Praxis-Link in Bezug auf den Pol bzw. die Möglichkeit soziologischer Aufklärung ist ebendies: dass soziologische Ergebnisse, Begriffe, Diskurse etc. trivialisiert werden. Natürlich lernen und profitieren Entscheidungsfiguren in Unternehmen wie in öffentlichen Einrichtungen von sozialwissenschaftlichen Debatten. Sie alle haben in der Regel eine höhere Bildung genossen. Das Eigeninteresse daran ist unübersehbar: Ihre Entscheidungen stehen unter extremen Begründungszwängen und das Kleid der Objektivität – so durchsichtig auch immer – bietet einigen Schutz.

Parallel dazu hat man jedoch auch verstanden, wie anfechtbar alle möglichen Ergebnisse mit dem Hinweis auf deren (stets) fragwürdige „Repräsentativität“ und „Generalisierbarkeit“ sind. Die (vermeintliche) Kenntnisschwelle von Theorie ist minimal, um empirische Einzelresultate zu desavouieren. Wissenschaftskritische Attitüden haben Selbstverständlichkeitswert bekommen. *Sekundäre Verwissenschaftlichung* in diesem Sinne führt, en gros gesprochen, zu einer *Trivialisierung* (Ferdinand Tönnies) von soziologischem Wissen und so „schmilzt die wissenschaftliche Überlegenheit der Experten [...] häufig wie Schnee in der Sonne“ (Beck/Bonß 1984: 397). Mit anderen Worten: Soziologische Aufklärung (hat) funktioniert! Nur schlägt sie leider – wie (nach Horkheimer/Adorno 1947) so oft – in ihr Gegenteil um. Das vermittelte Wissen dient (ökonomischen, biopolitischen) Interessen, nicht der „Wahrheit“. Die Annahme, „dass eine freie Entfaltung des Intellekts und eine Steigerung des wissenschaftlich-technischen Könnens nahezu zwangsläufig zu einer Humanisierung der Gesellschaft führen“ (Mittelstraß 1982: 13) würde, hat sich als utopistischer Fortschrittsmythos erwiesen.

> „Der Weg in die neoliberale Wettbewerbshölle ist mit den guten Absichten sozialtheoretisch begründeter Kapitalismuskritik gepflastert.“

Die Konsequenzenlosigkeit, das „Versagen der Soziologie“ (Karl Otto Honrich 1992: 68) hat also diese doppelte Wurzel: ihr Scheitern als Sozialtechnologie und die Preisgabe ihres Anliegens als Aufklärung.

Unterschiede zwischen Natur- und Kulturwissenschaften, inklusive eines Kriteriums

Der Eindruck der Konsequenzenlosigkeit, das übersehen die soziologischen Autoren sämtlich, hat aber noch einen anderen, eher komparativen Grund: namentlich den Kontrast zu den sogenannten MINT-Fächern (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft, Technik).

Diesen Kontrast möchte ich nun kurz schärfen. Ziel ist nicht die Befürwortung einer „Vernaturwissenschaftlichung" der Soziologie (davon sieht man dieser Tage in Gestalt des unübersehbaren Übergewichtes quantitativer Forschung bei Weitem genug). Es geht vielmehr um die gesamtwissenschaftliche Vergleichsfolie, vor welcher die Soziologie weniger *Leit*-, sondern lediglich *Begleit*wissenschaft ist. Die Gründe für diesen Zustand und für diese Entwicklung sind meines Erachtens sowohl epistemologisch wie institutionell. Stichwortartig unvollständig soll im Dienste des genannten Kontrastes nun auf diese zwei Dimensionen eingegangen werden. Zum Schluss möchte ich dann ein Kriterium vorstellen, das in meinen Augen den Ausschlag für die ewige Scheidung zwischen Natur- und Kulturwissenschaften gibt, eine *differentia specifica*.

Einer der augenscheinlichsten Unterschiede zwischen den Natur- und den Kulturwissenschaften ist wohl ihr Ziel. Während die ersten auf eine Beschreibung der Natur hinauswollen, die letztlich *Gesetze* formuliert, kann die zweite dergleichen nicht als letzten Zweck veranschlagen. Kulturwissenschaftliche Produkte können – im besten Fall – *Regeln* bzw. Regelmäßigkeiten ausweisen. Die ersten lassen Deduktionen zu, die zweiten meist nur Induktionen. Sicher wäre es falsch, die Logik der Naturwissenschaften in diesem Sinne als einem semi-naiven popperianischen Fallibilismus unterstellt zu sehen, soviel hat Paul Feyerabend (1995) uns klar machen können. Nichtsdestoweniger haben – wenn man sie vergleichend gegeneinander hält – die naturwissenschaftlichen Gesetze (wie das der Gravitation oder der Fallgesetze) einen viel weniger *stochastischen* Charakter als die Regeln der Verteilung verschiedener soziokultureller Kapitalsorten (Bourdieu 2002). Zwar hat beispielsweise Ilya Prigogine (Nobelpreis für Chemie 1977) gezeigt, dass auch die Gesetze der Thermodynamik nicht ewige Mechanismen, sondern Wahrscheinlichkeiten zur Grundlage haben (Prigogine 1980). Nichtsdestoweniger lassen sich dahin immerhin kontrafaktische Aussagen, also etwa Vorhersagen machen – etwas, das keiner soziologischen Theorie so leicht gelingt.

Darin steckt in der Folge eine (wiederum) relative Fragilität. Gesetze können nicht in derselben Weise nebeneinander existieren wie Regeln und Regelmäßigkeiten. Sie haben eine niedrigere Toleranzschwelle gegenüber Überschneidungen und dulden weniger Ausnahmen und Inkohärenzen. Daran hängen nicht nur große Teile ihrer empirischen Robustheit im experimentellen Sinne, sondern auch ihrer öffentlichen Wahrnehmung als mehr oder minder unveränderbar und „festgeschrieben". Dies mag daran liegen, dass jene Öffentlichkeiten nur zu einem kleinen Teil über die Expertise verfügen, um – sagen wir – die *Superstringtheorie* nachzuvollziehen.

Soziolog_innen hingegen, die oft genug mit einer *folk-psychology* operieren, ha-

ben es da schon schwerer (wie der letzte Abschnitt gezeigt haben dürfte). Zwar mögen auch die Naturwissenschaften letztlich auf dem Boden der Lebenswelt ruhen, wie die Phänomenologen und Erlanger Konstruktivisten meinen (Husserl 1976; Hartmann/Janich 1996). Aber dennoch sind ihre Verfahren, Resultate und Theorien ohne Maximalspezialwissen wesentlich unzugänglicher als die der Kulturwissenschaften.

Eine Erklärung dafür kommt von Ian Hacking (1999). Er unterscheidet für den Gegenstandsbereich der so aufgeteilten Wissenschaften zwischen *natural kinds* und *interactive kinds*. Entscheidend ist, dass die ersteren ohne Reflexivität auskommen, während das bei letzteren nicht der Fall ist. Für das *Higgs-Bosom-Teilchen* hing nichts daran, „beobachtet" zu werden. Selbiges stimmt nicht für menschliche „Untersuchungsgegenstände", die sehr wohl wissen (sollen), dass sie beobachtet, befragt, „vermessen" werden und darauf dementsprechend reagieren (können). *Quarks* kennen keine Ethik, die Teilnehmer des Milgram-Experiments und die Arbeitslosen von Marienthal schon.

In unmittelbarer Nachbarschaft zu diesen epistemologischen (wenn nicht sogar ethischen) Unterschieden verlaufen institutionelle Kraftlinien. Geht man von der Wissenschaftstheorie Thomas S. Kuhns aus, wird sehr schnell deutlich, dass sich die epistemologisch-methodologischen von den institutionellen Aspekten nicht sauber trennen lassen. Die Haltbarkeit von Paradigmen hängt ganz wesentlich an der Kohäsion ihrer Trägerschichten. Erst wenn sich eine hinreichend große Opposition gebildet hat, die genügend Anomalien herausstreicht, welche innerhalb eines gegebenen Paradigmas nicht mehr zu erklären sind, kommt es zum Bruch (Kuhn 1976; vgl. Gattei 2008). An diesen Brüchen oder „Revolutionen" kleben Positionen, Stellen, Finanzierungen, Publikationschancen und das ganze institutionelle Geflecht der Universität und ihrer globalen Vernetzung mit Journals, auf Konferenzen und in Sammelbänden.

Der Physiker Kuhn hat seine Bemerkungen wesentlich auf die Geschichte der Physik bezogen. Seine Rede von Paradigmen ist aber von Sozial- und Kulturwissenschaftler_innen mit großem Enthusiasmus rezipiert und auf ihre eigenen disziplinären Traditionen bezogen worden (Schülein 2002). Eine der wichtigsten Ergebnisse in dieser Hinsicht stellt die Erkenntnis dar, dass die Naturwissenschaften *uniparadigmatisch* sind, während die Sozial- und Kulturwissenschaften *multiparadigmatisch* sind (Ritzer 1975; Balog/Schülein 2008; Kuhn würde hier von „vorparadigmatisch" sprechen, was aber eine Diagnose ist, die den Sozialwissenschaften so nicht gerecht wird). Auch wenn man nicht mehr naiv an die Idee des Fortschritts in der Wissenschaft glauben mag, so ist doch relativ sicher, dass es in der Tat eine Kumulation gibt – zumindest gilt das für die Naturwissenschaften. Dort gibt es einen *stock of knowledge*, der für die

„Das Bauen an den Fundamenten ist Programm. In der Soziologie entwickelt man nicht nur verschiedene Modelle und verwendet jeweils andere Methoden, mehr noch, es besteht keinerlei Einigkeit über die Gültigkeit auch nur einer Handvoll Grundbegriffe."

in ihren jeweiligen Bereichen arbeitenden Wissenschaftler_innen als verbindlich gilt und auf dem ihre Arbeiten aufbauen können, ohne dass die Fundamente – in der Phase der *normal science* – prekär würden (die analytische Geometrie etwa rechnet schlichtweg mit dem *Hilbert-Raum* als Größe und es ist für Mathematiker_innen, die sich mit ihr befassen, ganz unstrittig, sich kollektiv auf diesen Begriff zu beziehen).

Ganz anders sieht die Situation bekanntermaßen in den Sozial- und Kulturwissenschaften aus. Das Bauen an den Fundamenten ist Programm. In der Soziologie entwickelt man nicht nur verschiedene Modelle und verwendet jeweils andere Methoden, mehr noch, es besteht keinerlei Einigkeit über die Gültigkeit auch nur einer Handvoll Grundbegriffe. Luhmannsche *System-* und schützsche *Handlungstheorie* operieren mit so anderen Begriffen und haben so divergierende Hintergrundannahmen wie Traditionen (Funktionalismus im einen, Phänomenologie im anderen Fall), dass zwar ein (Theorie-)Vergleich möglich ist. Jeder Versuch einer großangelegten Synthese scheint aber zum Scheitern verurteilt (Abbott 2001). Das eine lässt sich – entgegen des polemisch-programmatischen Vorworts zu *Soziale Systeme* – nicht einfach zum Sonderfall des anderen rubrizieren.

Diese Situation hat einige Gesellschaftstheoriker_innen zu der skeptischen Annahme geführt, dass es in den Sozial- und Kulturwissenschaften möglicherweise gar nicht der Konsens – ein Korpus verbindlicher Ideen, Begriffe und Ergebnisse ist – der die Einheit der jeweiligen Disziplin rückversichert, sondern im Gegenteil der interne Dissens (Reckwitz 2005). Oliver Marchart (2013) hat das an den Kontroversen um den Gesellschaftsbegriff gezeigt. Er meint, dass es der akademische Konflikt in all seiner Agonalität ist, in dem und anhand dessen allein wir uns fachintern orientieren können.

Der institutionelle Konkurrenzdruck, der Leistungs- und Wettbewerbsimperativ, wie man ihn besonders im Mittelbau heute überall spüren kann (wir alle glauben daran und wissen darum: *publish* or *perish*), hat für die Soziologie ein übergenaues Spiegelbild in ihrer theoriepolitischen Gesamtstruktur entworfen. Man bekommt es innerhalb des Faches mit einem sehr ärgerlichen Paradox zu tun: Die Einigkeit

des Faches besteht in seiner Uneinigkeit, seine Einheit in der Differenz.

Wen kann es da noch wundern, wenn ‚die' ‚Ergebnisse' ‚der' Soziologie kaum Konsequenzen im Diskurs der Zivilgesellschaft zeitigen? Gibt es bis auf die paar (selbst noch hart um- und bekämpften) ‚Klassiker' so gut wie keinerlei verbindliches Standardwissen oder grundsätzlich gefestigten Kanon an verbindlichen Lesarten, Modellen, Begriffen etc., gibt es das nicht, wie könnte man da erwarten, von nicht-wissenschaftlichen Akteuren ernst genommen und mit Vertrauen, zum Beispiel in Form von Verantwortlichkeit für kollektiv bindende Entscheidungen belohnt zu werden? Man kann sich, anders formuliert, ja nicht einmal untereinander einigen.

Neben diesem Umstand, welchen auch die *Theorie-Praxis-Debatte* mit all ihrer wissenschaftstheoretischen Ausgebufftheit übersehen hat, gibt es aber noch einen anderen. Die Konsequenzenlosigkeit der Soziologie hat im epistemologisch und institutionell eingefärbten Kontrast zur Naturwissenschaft noch einen anderen ‚praktischen' Grund, das *bedrock criterion*: Die Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschung sind im Prinzip in Technologie übersetzbar.

Auch wenn es eine Menge Grundlagenforschung gibt, die keine direkte Überführung in technische Anwendungen zulassen mag, so ist der Horizont (selbst in der Astrophysik) doch stets einer, der das Versprechen aufscheinen lässt, aus einer Entdeckung könnte – irgendwie, irgendwo, irgendwann – eine Erfindung werden. Die Konsequenzenhaftigkeit der Naturwissenschaften besteht mit anderen Worten in dem relativ evidenten Umstand, dass wir ihre *Produkte benutzen können*. Unsere Welt wäre eine gänzlich andere, hätte Blaise Pascal 1647 nicht die Gesetze des Luftdrucks entdeckt und so formalisiert, dass wir heute ziemlich große Flugzeuge bauen können, die mit Kabinendruck *funktionieren*. Analoges gilt für Albert Einstein und GPS, für Julius Robert Oppenheimer und die Atombombe, für Louis Pasteur und die Haltbarmachung bestimmter Lebensmittel (Milch) wie auch für Karl Landsteiners AB0-System und die Bluttransfusion. Die Übersetzbarkeit von naturwissenschaftlichem Wissen in Technologie mag kein theoretischer Beweis dieses Wissens sein, aber ein praktischer allemal.

Diese Beobachtung ist natürlich schon lange wissenschaftsphilosophisch aufgearbeitet worden. Einer der vielleicht diesbezüglich prominesten Vertreter ist Hilary Putnam (und vor ihm Moritz Schlick) mit seinem *no-miracles argument* (Putnam 1975; vgl. Psillos 1999). Aus diesem Argument des *wissenschaftlichen Realismus* (für einen Überblick siehe Lenk 1995) folgt, kurz gesagt, die Auffassung, dass es ja wohl „kein Wunder" sein kann, wenn naturwissenschaftliche Theorien zutreffende Vorhersagen über die beobachtbare Realität machen. Es muss eine – wenn auch keine vollständige – Korre-

spondenz, ein Treffen mit der naturalen Wirklichkeit geben. Sie ist, so das Argument weiter, ihrerseits verantwortlich dafür, dass technologische Entwicklungen stabil und konstant möglich sind.

Für die Soziologie ist eine derartige „Korrespondenz" deswegen unmöglich anzusetzen, weil ihr Gegenstandsbereich eine grundlegend andere Struktur aufweist als zum Beispiel der der Physik – was durch die erläuterte Unterscheidung von Hacking hinreichend klar geworden sein sollte. Auch, und das kann man von der *Theorie-Praxis-Debatte* lernen, greift die Soziologie auf ihre Gegenstände so zu, dass diese sich dabei verändern und mit ihr in einer Dialektik stehen. Sicher ist dies auch für die Physik der Fall, wie die Kopenhagener Deutung der heisenbergschen Unschärferelation nahelegt. Aber die „doppelte Hermeneutik" (Anthony Giddens) in der Soziologie blockiert im Gegensatz zur Physik den letztendlichen Durchgriff auf die soziale Wirklichkeit (und das aus guten, das heißt auch ethisch relevanten Gründen). Menschen wehren sich gegen ihre Beobachtung oder Beherrschung eben ganz anders als Teilchen.

So produzieren die Naturwissenschaften, was Jürgen Mittelstraß *Verfügungswissen* genannt hat. In der Tat, so betont der Konstanzer Wissenschaftsphilosoph, leben wir in einer zutiefst „technischen Kultur", welche Relevanz(-ansprüche) (von Wissen) nach Verwertbarkeitspotenzialen bewertet, beurteilt und jeweils bevorzugt:

> „Moderne Industriegesellschaften sind in ihrem Bewusstsein und in ihren Strukturen so beschaffen, dass sie nur diejenigen Wissenschaften bzw. diejenigen wissenschaftlichen Resultate aufnehmen, die ihnen selbst ‚technisch', das heißt in Form von Technikwissenschaften angeboten werden." (Mittelstraß 1982: 19)

„Die Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschung sind im Prinzip in Technologie übersetzbar."

Das „Orientierungswissen" der Geistes- und Sozialwissenschaften gerät nach Mittelstraß zunehmend unter Druck selbst ‚anwendbar' zu werden, um seinen „Ressourcenfrieden mit technischen Kulturen" zu schließen – eine Entwicklung, die in seiner Sicht – und sicher der vieler anderer neben ihm – geradezu „verheerend" ist (ebd.).

Skeptische Zusammenfassung: Drei Ideen für die Konsequenzenhaftigkeit der Soziologie

Treten wir nun einen Schritt zurück. War die Intuition von der gesellschaftlichen Konsequenzenlosigkeit der Soziologie treffend oder wenigstens einigermaßen gut begründet? Es wird wohl das Beste sein, sich die entfalteten Argumente, welche dafür gegeben worden sind, nochmals vor Augen zu halten.

Zum einen die *Theorie-Praxis-Debatte*. Zwei Möglichkeiten, wie die Soziologie gesellschaftliche Konsequenzen zeitigen (könnte), bestanden in der Alternative zwischen Sozialtechnologie und Aufklärung. Das waren jene zwei Wetten, auf die lange Zeit viel gesetzt wurde. Im zeitgeschichtlichen Rückblick allerdings sind beide Verlierer, das heißt nur schwerlich als Wirkungsgaranten soziologischer Forschung zu interpretieren. Die Sozialtechnologie hat versagt. Erstens, weil die Annahme des Rationalitätsgefälles zwischen soziologischen und anderweitigen gesellschaftlichen Diskursen falsch ist und zweitens, weil sich soziologische Deutungsmuster nicht ohne entwertende Trivialisierung implementieren lassen und empirische Einzelergebnisse politisch unterdeterminiert sind. Jeder Implementationskontext stellt eine Arena für sich dar, in der Deutungshoheiten bereits gesetzt sind und nicht einfach zugunsten einer „vernünftigeren Planung" umgangen werden können. Damit fällt Sozialtechnologie als Relevanzgenerator also erst einmal weg. Um die soziologische Aufklärung ist es indes nicht besser bestellt. Denn das Wissen, das die Soziologie vermittelt, kann von Akteuren zwar aufgegriffen werden, trivialisiert aber im Zuge dessen so stark, dass von der Idee der Aufklärung nicht mehr viel übrig bleibt. Was durchaus davon bleibt, ist das Wissen um die Instrumentalisierbarkeit, die Möglichkeit, einerseits aus der Soziologie (zum Beispiel statistisches) Herrschaftswissen zu destillieren und andererseits immer im richtigen Moment demontierende Wissenschaftskritik zu bauen, wenn die Umstände es gerade erfordern.

Was Konsequenzenlosigkeit aber über diese „internen" Probleme hinaus heißt und worauf sie als Stichwort hinweisen möchte, wird aus dem (historischen) Verhältnis der Soziologie zur Gesellschaft allein nicht hinreichend klar. Erst der Kontrast zwischen Soziologie, die als Art der Gattung Sozial- und Kulturwissenschaften zugerechnet wird, mit den Naturwissenschaften (womit im Kern Chemie, Physik und Biologie gemeint sind) macht das letztlich klar. Mittels dreier Punkte wurde dieser Kontrast scharf gestellt: Erstens, epistemologisch, habe ich den Unterschied zwischen Regeln und Gesetzen betont. Ist das Ziel der Naturwissenschaften unter anderem die Formulierung und Formalisierung allgemeingültiger Gesetze, deren Verständnis und erst recht deren Entwicklung ein enormes Spezialwissen voraussetzen, kann die Soziologie stets nur auf Regelmäßigkeiten mit mehr oder minder stochastischem Charakter verweisen, die sich noch dazu in das allgemeine Konzert der divergierenden Deutungsangebote einreihen müssen. Erklärbar ist dieser Umstand mit der Unterscheidung von *natural* und *interactive kinds*, also dem epistemologisch jeweils anders geartetem Gegenstandsbereich. Elementarteilchen und Menschen haben andere, im menschlichen Fall kognitive Reaktivitätsstrukturen, das heißt sie sind

in ungleichem Grade sensibel für Beobachtung und (moralisch) reflexiv dieser gegenüber.

Institutionell, und das war der zweite Punkt, hängt die Konsequenzenlosigkeit der Soziologie – stets im Gegensatz zur Konsequenzenhaftigkeit zum Beispiel der Physik – an ihrer multiparadigmatischen Verfasstheit. Es gibt derart viele konkurrierende Paradigmen innerhalb der Soziologie, die durch so unterschiedliche Grundannahmen und inkommensurable Begriffsentscheidungen unterfüttert sind, dass ein ständiges Bauen an den eigenen Fundamenten programmatisch (geworden) ist. Letztlich gibt es kein qua breitem Konsens gesichertes Standardwissen. Alles, was es gibt, sind Kontroversen. Wenn es stimmt, dass eben sie die Einheit der Disziplin verbürgen, nimmt es nicht Wunder, dass sie als Kandidatin im Treffen kollektiv bindender Entscheidungen das Rennen um gesellschaftliche Verantwortung verliert.

Letztlich, und darin bestand wohl das entscheidende Argument, geht es aber mit der kontrastiven Konsequenzenlosigkeit um etwas anderes. Es geht um die Frage der Technologie. Als Synthese zwischen Wissenschaft und Technik hat sie mit der sich spätestens ab Mitte des 19. Jahrhunderts abzeichnenden *industry-based-science* die Ökonomie abgelöst und so im großen Stil eine „einheitsstiftende, zivilisatorische Funktion" übernommen (Bammé 2011: 679ff.). Dazu trägt die Naturwissenschaft, deren Wissen sich in technische Anwendungen und Apparate, in Erfindungen übersetzen lässt, ganz wesentlich bei. Technologie ist, auch wissenschaftsphilosophisch, ein – wenn nicht der wichtigste – Garant für die empirische Adäquanz vieler naturwissenschaftlicher Theorien. Der Mangel an Anwendbarkeit im Sinne einer Übersetzbarkeit in Technologien ist es also, der hinter der kontrastiven Diagnose der Konsequenzenlosigkeit steht.

Die entscheidende Frage kann, nach all dieser Selbst-Demontage, nur folgendermaßen lauten: Was nun? Soll sich die Soziologie einfach mit ihrem Schicksal abfinden und zu einer irgendwie leicht irrelevanten Begleitwissenschaft werden? Was kann sie und was können die Soziolog_innen tun, um der Konsequenzenlosigkeit etwas entgegenzusetzen?

Meine Antworten darauf werden kaum zufriedenstellen. (Zynisch tröstlich daher, dass auch sie aller Wahrscheinlichkeit nach konsequenzenlos bleiben werden.)

Nun denn. Es ist meine Überzeugung, dass es in der (deutschen) Soziologie ein massives Problem gibt, einen Hemmschuh für ihre Konsequenzenhaftigkeit. Dieser besteht in der lochtiefen Asymmetrie zwischen Lehre und Forschung. Heute ist die Lehre für Universitätswissenschaftler_innen meist mehr Pflicht als Privileg. Sofern das System „gute Lehre" kaum belohnt, ist das auch kein Wunder. Damit ist ein Zustand benannt, der in den USA wesentlich anders ist, wo es sehr ernstzunehmende – und zum Teil hoch

dotierte – „Awards" für gute Lehre gibt. Solche Honorierungen sichtbar einzurichten wäre ein günstiger Schritt zur Aufwertung der Lehre. Leider ist es hierzulande weiterhin so, dass für 90 Prozent der Soziolog_innen, die ja ohnehin unter der Dauerprekärisierung ihrer Position/Finanzierung ächzen, die Lehre für Bewerbungen höchstens sekundär bleibt. Dementsprechend wenig sind viele bereit, in sie zu investieren. Damit verspielt die Soziologie systematisch eines ihrer wichtigsten Pfründe: jene jungen Menschen zu begeistern, die mit Wissbegier und Enthusiasmus an die Universität kommen, nicht nur um Wissen zu erwerben, sondern um Bildung zu erfahren. Soziologische Aufklärung ist dann keine Farce, wenn ihre Bestände nicht als Faktenwissen missverstanden, sondern als Denkschemata weitergegeben werden. Dann kann sie die Studierenden erreichen und ihnen haltbares Erlebnis werden. Passiert das, sind Schelskys Prinzipien als Lehrer auch gar nicht mehr präsentistisch verbrämt. Die Lehre

> sollte den Tatsachensinn für soziale und politische Verhältnisse entwickeln und die Fähigkeit ausbilden, komplexe und differenzierte soziale Tatbestände in ihrer Individualität zu erfassen, anstatt sie auf Schlagworte und allgemeine, vereinfachte Schemata von theoretischen Überzeugungen von vornherein abzuziehen. [...] Indem man die jungen Menschen in eigener Erfahrung an einzelne Tatbestände der sozialen Not heranführt, hindert man sie daran, sich allzu leicht im abstrakten Denken von den Ansprüchen zu entlasten, die jede konkrete Lage an den einzelnen Menschen stellt. (Schelsky 1981: 82)

Und dies führt direkt zum zweiten Punkt. Dieses „abstrakte Denken" und die „Schlagworte" sind im gegenwärtigen Diskurs der Sozialwissenschaften endemisch. Eine quasi-notwendige Bevorzugung der „großen Nomen", der Abbreviaturen und Substantivierungen hat im Zuge einer globalisierten Massenpublikation akademischen Wissens den soziologischen Diskurs zur Fremdsprache werden lassen.

> [S]o können SoziologInnen, deren Status als Wissenschaftler durch übertriebene Sorge um sprachliche Schönheit gefährdet wäre, sich dadurch mehr oder minder bewusst absetzen, dass sie literarische Eleganz zurückweisen, um sich mit den äußeren Federn der Wissenschaftlichkeit zu schmücken. (Bourdieu 1988: 73)

Kritische Diskursanalysten wie Michael Billig (2013) haben erst kürzlich gezeigt, dass diese Beobachtung Teil einer Entwicklung der Sozialwissenschaften ist, die nicht nur ärgerlich, sondern autodestruktiv ist. Und dabei steckt hinter der Blockade das größte Potenzial. Soziologische Beschreibungen der Welt *können verstanden werden* – und zwar von allen. Es braucht dazu, wenn auch Vorkenntnisse, kein Hochspezialwissen über Vorgänge

wie in der Quantenmechanik. Es braucht vor allem den Willen von Seiten der Soziolog_innen, ihre Schriften ohne Jargon und bewusst für ein breiteres, zivilgesellschaftliches Publikum zu verfassen.

Und eben darauf baut auch mein letzter Punkt auf. Wir brauchen diese Stimmen, und zwar dringend. Akademiker_innen, die bereit sind, im zivilgesellschaftlichen Diskurs eine Rolle einzunehmen und ihr Renommee in die Waagschale zu werfen, um klar Position zu beziehen und so Vorbilder für die nächste Generation zu werden. Was wir brauchen, um der Soziologie und den Kultur- und Geisteswissenschaften zur Konsequenzenhaftigkeit zu verhelfen, sind Intellektuelle. Einige Namen kennen wir natürlich und erinnern uns an vergangene wie Jean-Paul Sartre, Ralf Dahrendorf oder Michel Foucault, ebenso wie an gegenwärtige wie Jürgen Habermas, Seyla Benhabib, Judith Butler, Charles Taylor, Jürgen Mittelstraß, Martha Nussbaum, Heinz Bude, Stefan Selke, Eva Illouz oder die (übrigen) Unterzeichner des *Konvivalistischen Manifests* (2014). Nur, wenn wir die Mauern des Elfenbeinturms schleifen, wird sein Schatten sichtbar werden. Nur dann können wir unserer eigenen Konsequenzenlosigkeit entgehen.

Danksagung: *Für anregende Anmerkungen möchte ich Bernhard Giesen, Jürgen Mittelstraß und Marcel Schwarz danken. Ihrem kritischen Scharfsinn hat dieser Text viel zu verdanken.*

ZUM AUTOR

Thorn–R. Kray, 30, hat Soziologie, Politikwissenschaft, Philosophie und Literaturwissenschaften studiert. Zurzeit arbeitet er am Wissenschaftsforum von Jürgen Mittelstraß und promoviert an der Universität Konstanz zum Thema der Ratgeberliteratur für Beruf und romantische Liebe in Bezug auf die Soziologie der Emotionen. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten zählen: Soziologie der Emotionen und der Beratung, Soziologie des Körpers und der Kunst, Akteur-Netzwerk-Theorie, Kulturpoetik, Rhetorik.

LITERATUR

Abbott, Andrew D. (2001): Chaos of disciplines, Chicago: University of Chicago Press.

Balog, Andreas/Schulein, Johann A. (Hrsg.) (2008): Soziologie, eine multiparadigmatische Wissenschaft. Erkenntnisnotwendigkeit oder Übergangsstadium?, Wiesbaden: VS.

Bammé, Arno (2004): Science Wars: Von der akademischen zur postakademischen Wissenschaft, Frankfurt am Main: Campus.

Bammé, Arno (2011): Homo occidentalis. Von der Anschauung zur Bemächtigung der Welt – Zäsuren abendländischer Epistemologie, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (1984): Soziologie und Modernisierung. Zur gesellschaftlichen Ortsbestimmung der Verwendungsforschung. In: Soziale Welt, Jg. 35, S. 381–406.

Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hrsg.) (1989): Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Billig, Michael (2013): Learn to write badly. How to succeed in the social sciences, Cambridge: Cambridge University Press.

Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (2006): Der neue Geist des Kapitalismus, Konstanz: UVK.

Bourdieu, Pierre (1988): Homo academicus, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (2002): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Clemens, Wolfgang (2001): Soziologie in der gesellschaftlichen Praxis. Zur Anwendung soziologischen Wissens und Qualifizierung von Sozialwissenschaftlern. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jg. 24, S. 213–234.

Clemens, Wolfgang/Strübing, Jörg (Hrsg.) (2000): Empirische Sozialforschung und gesellschaftliche Praxis, Opladen: Leske + Budrich.

Convivalistes, Les (2014): Das konvivialistische Manifest. Für eine neue Kunst des Zusammenlebens, Bielefeld: transcript.

Fendt, Jaqueline (2013): Lost in Translation? On Mind and Matter in Management Research. In: SAGE Open, Jg. 3, S. 1–13.

Feyerabend, Paul (1995): Wider den Methodenzwang, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Gattei, Stefano (2008): Thomas Kuhns "Linguistic Turn" and the Legacy of Logical Empiricsm. Incommensurability, Rationality and the Search for Truth, Aldershot: Ashgate.

Giesen, Bernhard/Schneider, Wolfgang (1984): Von Missionaren, Technokraten und Politikern. Deutungsmuster als Determinanten der Interaktion von Wissenschaftlern und Praktikern. In: Soziale Welt, Jg. 35, S. 458–479.

Habermas, Jürgen/Luhmann, Niklas (1985): Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Was leistet die Systemforschung?, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Hacking, Ian (1999): The Social Construction of What?, Cambridge: Harvard University Press.

Hartmann, Dirk/Janich, Peter (Hrsg.) (1996): Methodischer Kulturalismus. Zwischen Naturalismus und Postmoderne. Suhrkamp: Frankfurt am Main.

Hondrich, Karl O.: Wovon wir nichts wissen wollen, In: Die Zeit Nr. 40, 25.9.1992, S. 68.

Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (1947): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Amsterdam: Querido.

Husserl, Edmund (1976): Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie, Den Haag: Nijhoff.

Kieserling, André (2004): Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung. Beiträge zur Soziologie soziologischen Wissens, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kuhn, Thomas S. (1976): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Lenk, Hans (1995): Interpretation und Realität. Vorlesungen über Realismus in der Philosophie der Interpretationskonstrukte, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Marchart, Oliver (2013): Das unmögliche Objekt. Eine postfundamentalistische Theorie der Gesellschaft, Berlin: Suhrkamp.

Mayer, Ralf/Thompson, Christinae/Wimmer, Michael (Hrsg.) (2013): Inszenierung und Optimierung des Selbst, Dordrecht: Springer.

Mittelstraß, Jürgen (1982): Wissenschaft als Lebensform. Reden über philosophische Orientierungen in Wissenschaft und Universität, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Prigogine, Ilja (1980): From being to becoming. Time and complexity in the physical sciences, New York: Freeman.

Psillos, Stathis (1999): Scientific Realism. How Science Tracks Truth, London: Routledge.

Putnam, Hilary (1975): Mathematics, Matter, and Method. Philosophical Paper Vol. 1, Cambridge: Cambridge University Press.

Reckwitz, Andreas (2005): Warum die ‚Einheit' der Soziologie unmöglich ist. Die Dynamik theoretischer Differenzproduktion und die Selbsttransformation der Moderne. In: Schimank, Uwe/Greshoff, Rainer (Hrsg.): Was erklärt die Soziologie? Methodologien, Modelle, Perspektiven. Münster: LIT, S. 65–77.

Ritzer, George (1975): Sociology. A Multiple Paradigm Science. In: The American Sociologist, Jg. 10, S. 156–167.

Schelsky, Helmut (1950): Lage und Aufgaben der angewandten Soziologie in Deutschland. In: Soziale Welt, Jg. 2, S. 3–14.

Schelsky, Helmut (1981): Rückblicke eines „Anti-Soziologen", Opladen: Westdeutscher.

Schülein, Johannes A. (2002): Autopoietische Realität und konnotative Theorie. Über Balanceprobleme sozialwissenschaftlichen Erkennens, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Wingens, Matthias/Fuchs, Stefan (1989): Ist die Soziologie gesellschaftlich irrelevant? In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 18, S. 208–219.